

lendemains



Exotismes

sowie Racine, Beckett, Tournier, Halbwachs, Klemperer, Bertaux,
Bourdieu, *la bonne cuisine française* und

Der Große *lendemains*-Index 1985-1999

**STAUFFENBURG
VERLAG**

24. Jahrgang 1999

95/96

ZSW 49575 HB2 Ek 50

JOSEPH JURT (ED.): ZEITGENÖSSISCHE FRANZÖSISCHE DENKER: EINE BILANZ. ROMBACH, FREIBURG IM BREISGAU 1998. 273 S.

Die französische Philosophie der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat weltweit eine Rezeption erfahren, die immer wieder neu Zusammenfassungen und einführend-kommentierende Darstellungen herausfordert. Das gilt vor allem für die rezipierenden Kulturen, also für die Universitätsmilieus in Nordamerika und in Europa. In Frankreich selbst gibt es einen erstaunlichen Mangel an Überblicksdarstellungen, und das meiste kommentierende Textmaterial findet man dort in einzelnen Zeitschriftennummern, wie etwa dem *Magazine Littéraire*. Nun ist ein neuer Sammelband zu vermelden, der von dem Freiburger Romanisten Joseph Jurt herausgegeben wurde. Der Titel kündigt eine Bilanz an, tatsächlich handelt es sich um eine sehr solide Sammlung von Aufsätzen zu einigen herausragenden französischen Denkern. Der Herausgeber schreibt eingangs sehr einleuchtend, dass die diversen philosophischen Ansätze sich unter das Thema «Infragestellung des Konzepts eines souveränen Subjekts» zusammenfassen ließen, warnt aber im Blick auf die vielberühmten französischen Denker davor, von einer «homogenen Gruppe» zu sprechen (11, 13). Diese Unterscheidung legt sich in der Tat jedem Kenner der literarischen Produktion aus dem philosophischen Frankreich nahe, wurde aber in letzter Zeit oft überspielt, weil man sich das gleichzeitige Auftreten so vieler origineller Denker nicht ohne einen gemeinsamen Diskussionszusammenhang vorstellen konnte. Zwar sind Althusser, Lacan, Foucault, Derrida und Deleuze allesamt in engem zeitlichen Zusammenhang mit epochemachenden Werken hervorgetreten. Einen Sinn für das Nebeneinander in dieser Gleichzeitigkeit aber entwickelt die weltweite Rezeption erst langsam; die Eigenständigkeit etwa der genannten Ansätze scheint mit zeitlicher Distanz genauer hervortreten zu können, als Folgewirkung und zugleich Selbstkritik dieser Rezeption.

Jurt weist daraufhin, dass die erste Phase der Wahrnehmung eines Gemeinsamen im französischen Philosophieren unter dem Stichwort des Strukturalismus lief: Eine berühmte Karikatur zeigt Michel Foucault, Jacques Lacan, Claude Lévi-Strauss und Roland Barthes, jeweils nur mit einem Baströckchen bekleidet, im Kreise sitzend. Dieses «strukturalistische Frühstück» hat es in Wirklichkeit nie gegeben, weder als soziales Faktum (die gezeigten Denker haben sich herzlich wenig aufeinander bezogen), noch als intellektuelle Assoziation (keiner von ihnen wollte nach 1970 Strukturalist genannt werden, alle haben sich mehr oder weniger davon distanziert). Es ist ein gefährliches Spiel: Wenn die französischen Denker geistesgeschichtlich kein Stoßtrupp der Avantgarde sein sollen, bleibt die literarhistorische Anerkennung der einzelnen Produzenten. Wo steckt dann aber das, was sie gleichzeitig berühmt machte? Handelt es sich um ein gigantisches Missverständnis? Dann müßten wir unseren rezipierenden Verstand in Zweifel ziehen, und ein Sammelband wie der vorliegende wäre nur umständlich zu rechtfertigen. Denn wie sehr man sich auch immer von der Rezeption distanziert, es ist die Verwischung der Eigenheiten, welche zur Imagination des Gruppenbildes «französische

Denker» führt. Und wenn man retrospektiv ein gemeinsames Thema unterstellen dürfte, wieso gab es dann niemals ein gemeinsames Kolloquium zum Thema «Kritik des Subjekts»? Philosophiegeschichtlich ist die Unterstellung von zentralen Problemen immer eine projektive Rekonstruktion, wie traditionell im Falle des deutschen Idealismus, wo man Kant, Fichte, Schelling und Hegel am Problem der Erkenntnis arbeiten ließ, oder an einer Theorie des Absoluten. Verstehen wir mehr, wenn wir die französischen Denker am Problem des Subjekts arbeiten lassen? Und werden wir so ihren Werken gerecht, die ja keineswegs um dieses Problem zentriert sind? Man sehe zu.

Axel T. Paul erschließt das Werk von Claude Lévi-Strauss von seinem quasi autobiographischen Werk her, *Traurige Tropen*. Der Versuch wird gemacht, die zentralen Themen Verwandtschaft, Mythologie und Kunst sachlich zu verbinden. Daraus ergibt sich eine gut lesbare Einführung in die strukturelle Anthropologie, welche die Balance zwischen Nacherzählung und Zusammenfassung wahrt. Klaus Michael Bogdal thematisiert Louis Althusser im Hinblick auf die Frage nach dem Subjekt. Ausgehend von der Definition der Ideologie als «imaginäres Verhältnis der Individuen zu ihren realen Existenzbedingungen» wird Althusser's These plausibel gemacht, dass es Ideologie «nur durch das Subjekt und für Subjekte» geben kann. Auch dies ein gelungener Versuch, das Werk eines Autors in der thematischen Abkürzung vorzuführen. Dass Gesichtspunkte der Entwicklung, der Selbstkritik und der Wirkung bzw. Wirkungslosigkeit hier weniger eine Rolle spielen, scheint vertretbar. Thanos Lipowatz dagegen springt in den Diskurs bei Jacques Lacan ein und zieht den Leser tief in die Texte des Psychoanalytikers, ohne sonderliche Hilfestellungen. Es gibt weder Hinführung noch Schlussfolgerung und stattdessen ein unkritisches Besäufnis mit Lacanschen Vokabeln.

Ungleich nachvollziehbarer ist der Beitrag von Otmar Ette über Roland Barthes. Ette ist inzwischen als Biograph von Barthes hervorgetreten; hier gibt er eine eindringliche Schilderung der intellektuellen Beweglichkeit von Barthes, der sich als Narratologe oder Mythenkritiker, «als Vertreter themenkritischer, strukturalistischer wie ideologiekritischer Positionen» (96) einen Namen machte und daraus überraschenderweise kein politisches Kapital schlug. Ette konstatiert eine gewisse performative Strategie, die dazu führt, eine diffus gewordene politische Macht nicht mit intellektuellen Kraftsprüchen à la Sartre unmittelbar anzugreifen, vielmehr den Rückzug auf das Intellektuelle, das Wissenschaftliche, als eine politische Bewegung zu inaugrieren. Diese feinsinnige Analyse erschließt den Denker Barthes auf so eindringliche Weise, dass man schnell sieht, wie wenig weit man mit Vergleichen auf der Ebene von Behauptungen kommt.

Michael Makropoulos unternimmt die heroische Anstrengung, Foucault durch zwei Distanzierungsweisen, «Historisierung» und «Alienisierung», zu charakterisieren und ihn als Historiker und Ethnologen zugleich zu präsentieren. Auch hier regiert das Bemühen, Foucault als einen neuartigen Intellektuellen zu verstehen, der in der Expertenkultur der Normalisierungsgesellschaft nicht mitspielen wollte. Foucaults strategische Vernunft gebot «die radikale Kritik der strategischen Ver-

nunft» (117) als ein Rechnen mit und ein Vorführen von Kontingenz. Das Werk von Michel Foucault ist sicher, auch wenn immer neue Texte ediert werden (zuletzt die Vorlesungen am *Collège de France*), heute am besten bekannt. So ist es auch gerechtfertigt, dass der politischen Analyse durch Makropoulos eine literaturwissenschaftliche durch Ursula Link-Heer folgt. Auch hier regiert die Einsicht in die innovative Kraft der Dezentrierung des Intellektuellen, der sich im konkreten Fall an die Literatur wendet, weil Wahrheit «nicht mehr im Bezeichnen und Benennen als Sinnkonstitution» gesucht wird, sondern in einer Seinsweise des Menschen in der Moderne, die diskursiv nicht festgelegt ist. Foucaults lebenslange Auseinandersetzung mit Literatur, manifest in einigen bereits klassisch gewordenen Texten zu Flaubert, Roussel, de Sade und anderen wird hier nicht als die Obsession eines Intellektuellen mit einer bestimmten Diskursgattung ausgelegt, sondern als eine Art philosophisches Experimentieren mit der Subjektförmung durch das Schreiben anerkannt. Es gibt eine «Effektivität der Literatur für die Subjektivierung» (141), weswegen Foucaults Beschäftigung mit der Literatur aus einem ethischen Interesse verstanden werden muss.

Uwe Justus Wenzel stellt Emmanuel Lévinas dar und dessen These, dass die Subjektivität des Subjektes «nichts anderes als ein Sich-Selbst-Entrissenwerden, eine Entfremdung» ist (158). Subjektivität ist von Grund auf «Alterität», ein Sich, das sich entgeht. Mit diesem Beitrag endet die vornehmliche Bezugnahme der Texte auf das Problem des Subjekts oder der Subjektivität. Daraus hätte sich ein Untertitel für den gesamten Band machen lassen. Die folgenden Beiträge von Werner Stegmaier über Derrida, Friedrich Balke über Deleuze und Guattari und Christine Pries über Lyotard rücken die jeweilige Methode in den Vordergrund. Sie sind allesamt apologetisch eingestellt und versuchen, die Missverständnisse über das Werk aus tiefgehender Kenntnis desselben knapp und zugleich klar abzuweisen. Werner Stegmaier gibt sich in seiner Darstellung Derridas grosse Mühe, der Beweglichkeit und der Ergebnislosigkeit der Dekonstruktion gerecht zu werden. In fast mimetischem Anschluss an Derrida entwickelt er aus der Frage, was es heiÙe, einem Denker gerecht zu werden, den Gedanken eines engen Zusammenhangs zwischen Denken und Gerechtigkeit. Er zeigt, dass Derrida «Vorentscheidungen im Denken als Entscheidungen und Entscheidungen als Unentscheidbarkeiten sichtbar» mache (177). So gehört die Zerstörung von Gewissheiten zum ethischen Prinzip der Dekonstruktion, die zur Toleranz in einem aktiven, radikalen Sinne auffordert, oder vielmehr diese Aufforderung vorführt. In der Aporie wendet sich das theoretische Denken ins Praktische.

Friedrich Balke, der auch eine Einführung zu Deleuze geschrieben hat, ist um eine Darstellung des systematischen Zusammenhangs des den Themen nach auseinanderdriftenden Werks von Deleuze bemüht, ohne die historischen Einschnitte, die in diesem Werk die Ereignisse von 1968 und die Zusammenarbeit mit dem Psychiater Félix Guattari bedeuteten, zu vernachlässigen. Deleuze wird bei Balke den Nachbetern mit kurzem Verstand entrissen. Christine Pries hat ein schwierigeres Problem, weil Jean-François Lyotard zwar einerseits schlagwortartig

rezipiert wurde, andererseits aber sein Werk ins Deutsche nur höchst unvollständig übersetzt ist, überhaupt das Interesse für dieses Werk zu fehlen scheint. Pries ist als intime Kennerin (und Übersetzerin) von Lyotard zugleich eine gut und aufklärend schreibende Autorin. Hier ist es ihr Anliegen zu zeigen, dass Lyotard unter verschiedenen Begriffen – das Erhabene, Präsenz, Kindheit, unbewusster Affekt etc. – stets etwas thematisiert, das sich der Darstellung entzieht und an dem das Denken in Verstandeskategorien seit Kant ein Grundproblem hat.

Joseph Jurt gliedert mit seinem Beitrag der von ihm herausgegebenen Sammlung Pierre Bourdieu ein, dem er als Soziologen auch in der neueren Philosophiegeschichte eine gewichtige Rolle zubilligt. Bourdieu argumentierte mit den Strukturalisten gegen die Subjektivitätsphilosophie der Phänomenologie, er war aber auch reflexiv-kritisch gegenüber den Objektivitätsversprechungen, die sich auf historischem oder psychoanalytischem Feld artikulierten. Der abschließende Beitrag von Jürgen Link erläutert das von ihm an vielen anderen Stellen vorgestellte Konzept des «Normalismus» erneut und erprobt es als Interpretationskategorie für das Werk von Foucault.

Was soll man über diesen Sammelband sagen? Soll man beklagen, dass Maurice Merleau-Ponty oder Michel Serres fehlen? Soll man bemängeln, dass nicht alle Beiträge analog aufgebaut sind? Wichtiger doch ist wohl, dass hier solide Beiträge von Kennern versammelt wurden, die in der Mehrzahl auf ein Publikum Rücksicht nehmen, das rudimentäre Kenntnisse hat. Nicht direkt ein Einführungsband, wohl aber ein Band für die vertiefte Orientierung. So bleibt nur eines zu kritisieren: der Titel. Die porträtierten Denker sind bis auf Bourdieu und Derrida keine Zeitgenossen mehr, es fehlt ganz die Generation der jetzt Vierzig- oder Fünfzigjährigen wie Alain Badiou oder Jacques Rancière. Der Verlag lockt mit einem Titel, der durch den Text der Beiträge demontiert wird. Die Enttäuschung der geweckten Erwartung schlägt aber nicht zum Nachteil für den Leser aus.

Ulrich Johannes Schneider (Wolfenbüttel/Leipzig)